

LOVECRAFTS
DUNKLE IDOLE
Band I & II
HORRORGESCHICHTEN

Herausgegeben von
Frank Festa

FESTA

Nachdruck der beiden gebundenen Ausgaben *Lovecrafts dunkle Idole*
und *Das rote Zimmer – Lovecrafts dunkle Idole II*, Festa Verlag.

1. Auflage Juni 2018

Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Timo Wuerz

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-663-2

eBook 978-3-86552-664-9

Inhalt

BAND I **LOVECRAFTS DUNKLE IDOLE**

VORWORT

Seite 11

Matthew Phipps Shiel

DAS HAUS IM STURM

Seite 17

Maurice Level

DER ABDRUCK DER HAND

Seite 57

Francis Marion Crawford

DAS TOTENLÄCHELN

Seite 68

Irvin S. Cobb

FISCHKOPF

Seite 98

Mary E. Wilkins-Freeman

DIE SCHATTEN AN DER WAND

Seite 113

Jean Marie Villiers de l'Isle-Adam

DIE MARTER DER HOFFNUNG

Seite 135

Ambrose Bierce

HALPIN FRAYSERS TOD

Seite 144

Lafcadio Hearn

ALS ICH EINE BLUME WAR

Seite 166

EL VÓMITO

Seite 168

DIE PEST

Seite 172

TOTE LIEBE

Seite 175

Robert H. Barlow

EINE BLASS ERINNERTE GESCHICHTE

Seite 181

Ralph Adams Cram

DAS TOTE TAL

Seite 219

BAND II
DAS ROTE ZIMMER

VORWORT
Seite 233

H. P. LOVECRAFT AN FRITZ LEIBER JUN.
Seite 234

Herbert George Wells
DAS ROTE ZIMMER
Seite 243

Clemence Housman
DIE WERWÖLFIN
Seite 256

John Buchan
DAS GRÜNE GNU
Seite 310

H. F. Arnold
TELEGRAMM IN DER NACHT
Seite 338

Mearle Prout
DAS HAUS DES WURMES
Seite 349

M. L. Humphreys
DAS OBERE STOCKWERK
Seite 380

Théophile Gautier
DER MUMIENFUSS
Seite 400

Arthur J. Burks

DIE GLOCKEN DES OZEANS

Seite 414

Robert Louis Stevenson

DIE LEICHENRÄUBER

Seite 433

Arthur Machen

DIE WEISSEN GESTALTEN

Seite 454

Edward Lucas White

LUKUNDOO

Seite 508

Edgar Allan Poe

DIE AUSLÖSCHUNG DES HAUSES USHER

Seite 529

C. L. Moore

DER KUSS DES SCHWARZEN GOTTES

Seite 556

Lord Dunsany

DIE ERSCHÜTTERNDE GESCHICHTE VON
THANGOBRIND, DEM JUWELENDIEB

Seite 596

QUELLEN- UND COPYRIGHTVERMERKE

Seite 601



Band I

Lovecrafts dunkle Idole

Vorwort

Wie das Werk keines anderen Autors beeinflussten die Erzählungen des Amerikaners Howard Phillips Lovecraft (1890–1937) die moderne unheimlich-fantastische Literatur – und sie dominieren das Genre auch heute noch. Neben Edgar Allan Poe und Ambrose Bierce zählt Lovecraft zu den drei ›Eckpfeilern der amerikanischen Horrorliteratur‹.* Somit wurde H. P. Lovecraft posthum zum bedeutendsten Autor unheimlicher Dichtung im 20. Jahrhundert.

Führende Horrorautoren – Schriftsteller wie Robert Bloch, Ramsey Campbell, T. E. D. Klein, Brian Lumley, Graham Masterton, Stephen King, Thomas Ligotti, Karl Edward Wagner, F. Paul Wilson oder Poppy Z. Brite, um nur wenige zu nennen, zeigen sich von Lovecrafts Werk inspiriert; sie alle haben auch Geschichten zu H. P. Lovecrafts Cthulhu-Mythos verfasst. Es ist sicher nicht verfehlt, inzwischen von einer echten ›Lovecraft-Schule‹ zu sprechen.

Speziell das Frühwerk seiner ›Schüler‹ wurde durch Lovecrafts Einfluss geprägt, gab ihren Texten einen gewissen Touch ›kosmischen Schreckens‹. Dem Gros gelang es jedoch bald, sich von ihrem literarischen Vorbild zu lösen, um individuelle dunkle Fantasien zu entwerfen. Das beste Beispiel dafür ist der Engländer Ramsey Campbell, der sein erstes Buch *The Inhabitant of the Lake and Less Welcome Tenants* (1964) noch ganz im Schatten Lovecrafts verfasste, um bereits ein Buch später in *Demons by Daylight* (geschrieben 1968/69) seine modernen Großstadtdämonen zu entwickeln, die der Psyche seiner Protagonisten entspringen – oder doch nicht?

Auch in Europa wirkt Lovecrafts Einfluss, besonders in Italien und Frankreich. Im deutschsprachigen Raum erschienen erste

* S. T. Joshi in *The H. P. Lovecraft Centennial Conference: Proceedings*, Necronomicon Press/West Warwick/USA 1991

Übersetzungen und die erste Zusammenstellung seiner Kurzgeschichten Mitte der 60er-Jahre. Sie regten auch hier eine Anzahl sehr unterschiedlicher Autoren an, etwa H.C. Artmann, Hugh Walker, Arno Schmidt, Karl und Doris Grünning, Uwe Vöhl oder Wolfgang Hohlbein, in dessen *Hexer*-Serie Lovecraft sogar der Hauptprotagonist wurde. In den 80er- und 90er-Jahren vergrößerte sich noch die Zahl der Autoren, die sich Lovecraft bewusst zum Vorbild nahmen; zweifellos ist sein Einfluss nach wie vor sehr groß.

Beginnen möchte ich diese Reihe ganz vorne, mit Lovecrafts Vorbildern, seinen ›dunklen Idolen‹, denn neben der vorrangigen Absicht, mit dieser Auswahl von 13 klassischen unheimlichen Geschichten – darunter drei deutschen Erstveröffentlichungen – zu unterhalten, möchte ich in diesem Buch gerade für den Lovecraft-Fan anschaulich machen, welche literarischen Wurzeln das Werk H. P. Lovecrafts hat.

Welche Autoren beeinflussten ihn? Welche Art von Geschichten mochte er am liebsten?

Lovecraft hat sich oft schriftlich zu diesem Thema geäußert. In seinen unglaublich vielen Briefen – man schätzt ihre Zahl auf etwa 100.000, aber nur ein kleiner Teil ist erhalten geblieben – schwärmt er häufig von seinen Idolen und literarischen Entdeckungen, die ihn zu seiner Zeit begeisterten. Weiterhin schrieb er einige Essays über die von ihm bewunderten Schriftsteller; und natürlich gibt seine umfangreiche Abhandlung über die Weird Fiction, *Supernatural Horror in Literature*, den besten Überblick.

Wann traf eine Erzählung den Geschmack Lovecrafts?

Lovecraft schätzte vor allem solche Geschichten, die nicht die traditionellen Motive der Gespensterstorys benutzten – er verlangte eine stärkere Kraft des Schreckens, den ›cosmic horror‹: »Ganz allgemein können wir sagen, dass eine unheimliche Geschichte, deren

Absicht es ist, zu lehren oder einen sozialen Effekt zu erzeugen, oder eine, worin der Schrecken letztlich durch natürliche Mittel erklärt wird, keine echte Geschichte des Grauens ist. Dennoch bleibt die Tatsache, dass solche Erzählungen häufig, in isolierten Absätzen, atmosphärische Schilderungen enthalten, welche das Kriterium der wahren übernatürlichen Horrorliteratur erfüllen. Daher müssen wir eine unheimliche Geschichte nicht anhand der Absichten des Verfassers beurteilen, auch nicht nach der reinen Mechanik der Handlung, sondern anhand der emotionalen Ebene, die sie an ihrer am wenigsten ›weltlichen‹ Stelle erreicht. Wird das angemessene Gefühl ausgelöst, so muss ein solcher ›Höhepunkt‹ aufgrund seines Eigenwertes als unheimliche Literatur anerkannt werden, ganz egal, wie prosaisch sich die Geschichte späterhin entwickelt. Der wahre Test für das wirklich Unheimliche besteht einfach in Folgendem: Wird beim Leser ein tief empfundenes Gefühl der Furcht sowie des Kontaktes mit unbekanntem Sphären und Mächten erzeugt, ein subtiles Verhalten ängstlichen Lauschens nach dem Schlag schwarzer Schwingen oder dem Schleichen von Gestalten und Wesen von außerhalb, vom äußersten Rand des bekannten Universums? Je vollständiger und vereinheitlichter eine Geschichte diese Atmosphäre vermittelt, desto besser ist sie selbst als Kunstwerk in dem gegebenen Medium zu verstehen.«*

Obzwar die hier gesammelten Horrorgeschichten zu Lovecrafts Favoriten zählen und ihre literarische Qualität in ihrem Genre wirklich überdurchschnittlich ist, wird deutlich, dass jenes von Lovecraft geforderte Kriterium »kosmischen Grauens« niemand besser erfüllte als er selbst.

Frank Festa

* Alle benutzten Übersetzungen aus *Supernatural Horror in Literature* mit freundlicher Genehmigung von Joachim Körber; entnommen aus *H. P. Lovecraft – Die Literatur des Grauens*, Edition Phantasia, Linkenheim 1985. Alle restlichen Übersetzungen der Sekundärtexte stammen vom Herausgeber.



MATTHEW PHIPPS SHIEL

Ich freue mich sehr, mit der nun folgenden Erzählung ein echtes Meisterwerk der literarischen Fantastik in deutscher Erstveröffentlichung präsentieren zu können – ›The House of Sounds‹ von Matthew Phipps Shiel.

Es war W. Paul Cook, einer seiner Freunde aus der United Amateur Press Association, der Lovecraft mit Shiels Werk bekannt machte. Cook lieh Lovecraft 1925 einige Bücher. An Frank Belknap Long schrieb Lovecraft im Oktober: »(...) Das andere Buch, das Cook mir lieh, ist völlig anders – oh, wie anders! –, es enthält, was wir beide, Cook und ich, als einzigartiges Meisterwerk feiern – die großartigste Horrorgeschichte der Generation, und von einem lebenden und beinahe ganz unbekanntem Autor (...) ›The House of Sounds‹. (...) Wie kann ich ihren giftig-grauen *heimtückischen Wahnsinn* beschreiben? Wenn ich sage, dass sie ›The Fall of the House of Usher‹ sehr gleicht oder dass sie Ähnlichkeit hat mit meinem ›Alchemist‹ (1908), habe ich gar nichts ausgedrückt über den zutiefst einmaligen Wahn arktischer Öde, titanischer Meere, irrsinniger metallischer Türme, jahrhundertealter Böswilligkeit, rasender Wellen und Katarakte, und, grauenhaft über

allem, beharrlich, hirnzermarternd, Pan-verfluchter kosmischer LÄRM ... Gott! Aber nach dieser Geschichte sollte ich nie mehr versuchen, etwas Eigenes zu schreiben. Shiel hat es viel besser gemacht als ich in meinen besten Geschichten, ließ mich atemlos und sprachlos zurück. Und dieser Mann ist praktisch noch unbekannt in Amerika – und gradeso in seiner Heimat England.«

Im November bat W. Paul Cook Lovecraft um einen Aufsatz über die unheimliche Literatur, den er in seinem Magazin *The Recluse* abdrucken wollte. Lovecraft schrieb eine erste Fassung von *Supernatural Horror in Literature* etwa zum Jahreswechsel 1925/26, aber erst im August 1927 erschien der Text im *Recluse*, neben Gedichten von C. A. Smith und Frank Belknap Long sowie Erzählungen von Donald Wandrei und H. Warner Munn. Geplant als vierteljährliche Schrift, blieb es die einzige Ausgabe, die jemals erschien.

In seinem Essay äußert sich Lovecraft zurückhaltender über Shiel, aber immer noch enthusiastisch: »Shiel, Autor zahlreicher unheimlicher, grotesker und abenteuerlicher Romane und Geschichten, erreicht manchmal ein hohes Niveau entsetzlicher Magie. ›Xelucha‹ ist ein verderblich-bösartiges Fragment, aber es wird noch übertroffen von ›The House of Sounds‹, unzweifelhaft Mr. Shiels Meisterwerk, das in den ›gelben Neunzigern‹ überladen geschrieben (1896 unter dem Titel ›Vaila‹ in der Sammlung *Shapes in the Fire*) und mit mehr künstlerischer Zurückhaltung im frühen 20. Jahrhundert überarbeitet wurde. In ihrer endgültigen Form verdient diese Geschichte einen Platz unter den hervorragendsten Stücken ihrer Art. Sie erzählt von einem schleichenden Grauen und einer Bedrohung über Jahrhunderte hinweg auf einer subarktischen Insel vor der Küste Norwegens, wo im Brausen dämonischer Winde und dem ununterbrochenen Tosen höllischer Wogen ein rachsüchtiger toter Mann einen Messingturm des Schreckens erbaute. Es erinnert sehr an Poes ›The Fall of the House of Usher‹ und ist doch auch wieder grundverschieden davon (...).«

Matthew Phipps Shiell (das zweite L strich er, als er zu publizieren begann) wurde am 21. Juli 1865 in Westindien geboren. Er war irischer Abstammung. Sein Vater *ernannte* ihn 1880 zum König des unbewohnten Karibik-Inselchens Redonda. Shiel studierte Sprachen und Medizin in London, bis er 1895 sein erstes Buch veröffentlichte, *Prince Zaleski*. Er schrieb mehr als 30 Bücher, die meisten davon nicht zum fantastischen Genre gehörend, und starb im Februar 1947 in England.

Rein A. Zondergeld urteilt in seinem *Lexikon der phantastischen Literatur*, dass ›The House of Sounds‹ eine »auch sprachlich bis ins Lächerliche übersteigerte Nachahmung von Poes ›The Fall of the House of Usher‹« sei. Ein Fehlurteil, wie ich finde. Der Leser kann sich nun selbst eine Meinung bilden.

Das Haus im Sturm

E caddi come luom cui sonno piglia.

– Dante

Vor etlichen Jahren, als ich noch ein junger Mann war, ein Student in Paris, kannte ich den großen Carot und beobachtete an seiner Seite viele jener Fälle von Geisteskrankheit, in deren Analyse er ein solcher Meister war. Ich erinnere mich an ein kleines Mädchen aus dem Marais, das sich bis zum Alter von neun Jahren in nichts von seinen Spielkameradinnen unterschied; doch eines Abends, als es im Bett lag, flüsterte es seiner Mutter ins Ohr: »Mama, kannst du nicht den Klang der Welt hören?« Es scheint, dass sie gerade in Geografie gelernt hatte, dass sich unser Globus mit ungeheurer Geschwindigkeit in einer Umlaufbahn um die Sonne dreht; und ihr Klang der Welt war nichts als ein leises Rauschen im Ohr, hörbar nur in der Stille der Nacht. Innerhalb von sechs Monaten war sie völlig irre.

Ich erwähnte den Fall meinem Freund Haco Harfager gegenüber, der damals zusammen mit mir ein altes Haus in St. Germain bewohnte, welches hinter einer Mauer und einem Dschungel aus Gebüsch verborgen lag. Er hörte mir mit außerordentlichem Interesse zu und binnen Kurzem saß er eingehüllt in Trübsinn da.

Auch ein anderer Fall, den ich zum Besten gab, machte einen großen Eindruck auf meinen Freund: Ein junger Mann, ein Spielzeugmacher aus St. Antoine, der an Schwindsucht litt – doch er war fleißig und kein Trinker –, kehrte eines Tages in der Dämmerung zu seiner Dachkammer zurück. Auf dem Weg kaufte er zufällig eines jener aufrührerischen Journale, die unter dem Licht der Laternen auf den Boulevards kursierten. Diese einfache Tat

war der Beginn seines Schicksals. Er war nie ein eifriger Leser gewesen und wusste wenig von dem Wirbel und dem Aufruhr in der Welt.

Doch am nächsten Tag kaufte er ein anderes Journal. Bald erwarb er sich Kenntnisse über Politik, über die großen Bewegungen, den Tumult des Lebens. Und dieses Interesse begann alles andere zu verschlingen. Bis spät in die Nacht – jede Nacht – lag er brütend über dem Getöse der Taten, über den gedruckten Leidenschaften. Jedes Mal erwachte er mit dem Gefühl körperlicher Krankheit, doch frisch im Geiste – und kaufte eine Morgenzeitung. Und je mehr seine Zähne knirschten, desto weniger bekamen sie zu essen. Er wurde nachlässig; seine Arbeit wurde unregelmäßig, er wälzte sich den Tag über auf dem Bett herum. Er ging in Lumpen gekleidet. Als das gewaltige Interesse in seiner zerbrechlichen Seele wuchs, verließ ihn jedes andere, geringere Interesse. Es kam der Tag, an dem er sich nicht mehr um sein eigenes Leben sorgte, und ein anderer Tag, an dem er sich die Haare vom Kopf riss.

Über diesen Mann sagte der große Carot zu mir: »Man weiß wirklich nicht, ob man über einen solchen Fall kichern oder weinen sollte. Beachten Sie einmal, wie unterschiedlich die Menschen sind. Es gibt Köpfe, die exakt so sensibel sind wie ein Strahl flüssigen Bleies: Jeder Hauch regt sie auf und verwirrt sie – und was ist, wenn ein Hurrikan kommt? Für solche Leute ist diese Ordnung der Dinge ganz klar keine geeignete Heimat, sondern eine Todesmaschine, eine unheilvolle Ungeheuerlichkeit. Für einige ist der brausende Schrei des Seins *zu* grausam – sie *können* die Welt nicht ertragen. Ich sage: Lasst jeden auf seinen eigenen kleinen Fetzen Existenz achtgeben und das monströse Automaton alleinlassen. Hier in diesem armen Spielzeugmacher haben Sie einen Fall des Ohrs: Es ist nur eine Neurose, Oxycoia. Großartig war jener griechische Mythos der ›Harpynen‹; von *ihnen* ist dieses Geschöpf fortgerissen worden – oder besser, er wurde an einem Arm von den Rädern des Universums erfasst, und so ging er zugrunde. Es ist ein ziemlich entzückender Ausgang – eine Entrückung in einem

flammenden Streitwagen! Erinnern Sie sich nur daran, dass der erste Körperteil, der erfasst wurde, *die Ohrmuschel* war; er wandte sein *Ohr* dem Geheul der Welt zu und endete selbst heulend. Zwischen dem Chaos und unseren Schuhsohlen schwingt nur die dünnste Membrane, das versichere ich Ihnen! Ich habe einen Mann gekannt, der die folgende Gehörbesonderheit hatte: Jedes Geräusch überbrachte ihm einige Kenntnis von dem Umstand, der das Geräusch verursacht hatte. Zum Beispiel verriet ihm eine Stange aus einem Kupfer-Zinn-Gemisch, die auf eine Stange aus einem Eisen-Blei-Gemisch schlug, nicht nur die Anteile jedes Metalls in jeder Stange, sondern auch sozusagen einige Kenntnis über die wesentliche Bedeutung und den Geist von Kupfer, von Zinn, von Eisen und von Blei. Auch ihn haben die Harpyien hinfortgerafft.«

Ich habe erwähnt, dass ich einige dieser Fälle meinem Freund Harfager berichtete, und ich war erstaunt über die offensichtlichen Anstrengungen, die er unternahm, um sein Interesse zu verbergen, über seine weit offen stehenden Nasenflügel ...

Schon ganz zu Beginn, als wir dieselben Seminare in Stockholm besuchten, war eine Vertrautheit zwischen uns entstanden. Doch es war keine Vertrautheit, die von den üblichen Zeichen der Freundschaft begleitet wurde. Harfager war das scheueste, zurückgezogenste aller Wesen. Obwohl unser gemeinsamer Haushalt (der durch Zufall während einer mitternächtlichen *séance* zustande gekommen war) nun schon einige Monate dauerte, wusste ich nichts von seinen Plänen. Tagsüber lasen wir zusammen; er war in der Vergangenheit versunken, mich nahm die Gegenwart in Anspruch; am späten Abend ruhten wir auf Sofas vor der großen Höhlung eines *Louis-Onze-Kamins* und rauchten schweigend beim sterbenden Feuer. Bisweilen lockte mich eine *soirée* oder eine Vorlesung aus dem Haus, doch außer einem einzigen Mal habe ich nie bemerkt, dass Harfager es verlassen hätte. Als ich damals zufällig auf ihn stieß, war ich durch die Rue St. Honoré geeilt, in der ein Brausen des Verkehrs über das alte Pflaster ratterte, das es

dort noch gibt. In diesem Tumult stand er in lauschender Haltung; und einen Augenblick lang erkannte er mich nicht.

Sogar in meinen Jugendtagen hatte ich in meinem Freund den geborenen Patrizier gesehen – nicht dass seine Person einen Eindruck von Dünkel oder Reichtum ausgestrahlt hätte: im Gegenteil. Er deutete jedoch ein unerrechenbares Alter seines Geschlechts an, und ich habe nie einen Adligen getroffen, welcher dermaßen in seinem Äußeren die Sicherheit des geborenen Prinzen trug, dessen bleiche Blüte aus dem Gestern stammt und morgen vergehen wird, doch dessen Wurzeln hinab durch die Zeitalter schießen. So viel wusste ich über Harfager und auch, dass auf der einen oder anderen seiner Inseln nördlich von Zetland seine Mutter und eine Tante lebten und dass er etwas schwerhörig war, aber dennoch bei gewissen Klängen tausend Qualen oder Freuden unterworfen wurde, so bei dem Gewinsel einer Tür, dem Ton eines Vogels ...

Er war etwas unter mittelgroß und neigte zur Belebtheit. Seine Nase erhob sich adlerhaft unter jener Art von Stirn, die ›musikalisch‹ genannt wird – das heißt, mit Schläfen, die sich *auswärts* zu den Wangenknochen neigen und so Platz für die Basis des Gehirns machen; während die Richtung der schwerlidrigen Augen und der Augenbrauen eine nach unten hängende war. Er trug einen dünnen Backenbart. Doch das Hauptmerkmal seines Gesichts waren die Ohren, die beinahe rund, sehr klein und eng anliegend und ohne jene äußere Krümmung waren, die man ›Helix‹ nennt. Ich erfuhr, dass dies schon lange ein Charakteristikum seines Geschlechts war. In das ganze fahle Gesicht meines Freundes war eine Aura trauriger Unfähigkeit eingeschrieben, eine äußerste Sorgenschwere: Man war versucht, ihn ›Sardanapalus‹ zu nennen, hinfalliger Letzter aus Nimrods Geschlecht.

Nach einem Jahr fand ich es nötig, Harfager gegenüber mein Vorhaben zu erwähnen, Paris zu verlassen. Wir ruhten uns in jener Nacht in unserem Schlupfwinkel am Kamin aus. Er erwiderte auf meine Neuigkeiten ein höfliches ›Tatsächlich!‹ und fuhr fort, sich

an dem Kaminfeuer zu weiden, doch nach einer Stunde wandte er sich mir zu und bemerkte: »Nun, es scheint eine harte Welt zu sein.« Gelegentlich äußerte er Binsenweisheiten in einem solchen Tonfall einer erstaunlichen Entdeckung, doch sein ernster Blick, seine nunmehrige Verzagtheit erstaunten mich. »Was soll das heißen?«, fragte ich.

»Mein Freund, verlass mich nicht!« Er breitete seine Arme aus.

Ich erfuhr, dass er das Objekt einer teuflischen Bosheit, das Opfer einer schrecklichen Versuchung war. Dass ein Zauber, eine lockende Hand, eine lauende Lust ihn beständig zu verführen drohte, der zu entkommen die größte Anstrengung seines Lebens war (und der er besonders in der Einsamkeit ausgesetzt war); und dass es so etwa seit jenem Tag war, als er im Alter von fünf Jahren von seinem Vater aus seinem trostlosen Heim im Ozean fortgeschickt worden war.

Und von wem ging diese Bosheit aus? Er sagte mir, von seiner Mutter und seiner Tante.

Und was war seine Versuchung? Er sagte, es sei die Versuchung, zurückzugehen, in hungernder Raserei zurück zu jenem Heim zu eilen.

Ich wollte wissen, aus welchen Motiven und in welcher Weise sich die Bosheit seiner Mutter und seiner Tante manifestierte. Er antwortete, dass er glaube, es gebe kein bestimmtes Motiv, sondern nur eine schicksalsbestimmte Böswilligkeit, und dass die Art, in der sie sich manifestiere, in den Gebeten und Befehlen bestehe, mit denen sie ihn bestürmten, wieder den Sitz seiner Ahnen einzunehmen.

All das konnte ich nicht verstehen, und das sagte ich ihm auch. Worin bestanden diese Anziehungskraft und diese Gefahr seines Heims? Darauf erwiderte Harfager nichts. Er erhob sich aus seinem Sessel, verschwand hinter den Kaminvorhängen und verließ den Raum. Er kam mit einem in Leder gebundenen Quartband zurück, der sich als Gascoignes *Chronik nordischer Familien* herausstellte, gedruckt in englischer Fraktur.

Die Textstelle, auf die er zeigte, las ich so: »Nun begab sich der ältere jener beiden Brüder, Harold, von schicklichem Charakter und voller Verwegenheit, auf eine Wallfahrt nach Dänemark, von wo aus er sich wieder nach Hause nach Hjaltland (Zetland) begab und mit sich die liebevolle Thronda als seine Frau brachte, welche eine Tochter königlichen Geblüts aus Dänemark war. Und sein jüngerer Bruder Sweyn, welcher traurig und höflich war, jedoch den anderen an List bei Weitem übertraf, empfing ihn guter Dinge.

Doch bald darauf wurde Sweyn vor lauter Liebe zu Thronda, seines Bruders Frau, schwer krank. Und siehe, während der werthe Harold an dem Bette weilte, in welchem Sweyn krank daniederlag, fügte Sweyn ihm einen gewaltigen Schlag mit einem Schwert zu, legte seine Hände ohne langes Zaudern in Fesseln und warf ihn auf den Grund eines tiefen Verlieses. Und weil Harold sich nicht höchstselbst der Herrschaft über Thronda, sein Weib, begeben wollte, schnitt ihm Sweyn beide Ohren ab und stach eines seiner Augen aus und ging nach etlichen solcher Torturen daran, ihn zu morden. Doch eines Tages zerriss der heldenhafte Harold seine Fesseln, umfasste seinen Widersacher, rang mit ihm, überwand ihn und entkam. Dennoch begann er zu taumeln, als er zum Somburg-Kopf gelangte, nicht weit vom Schloss entfernt, und obwohl er leichtfüßig war, konnte er nicht mehr weiterlaufen, da er aufgrund der langen Foltern durch seinen Bruder geschwächt war. Und als er dort ohnmächtig lag, stieß sein Bruder auf ihn, und nachdem er ihn mit einem Pfeil verwundet hatte, warf er ihn vom Somburg-Kopf hinab ins Meer.

Nicht lange hiernach schenkte Thronda (obwohl sie weder die Weise kannte, in welcher ihr Herr zu Tode gekommen war, noch wirklich wusste, ob er tot war oder lebte) Sweyn ihre Gunst und wurde unter großem Prunk und dem Klang tönenden Blechs (Trompeten) seine Frau. Und kurz darauf gingen beide fort, um sich fortan an fernen Orten aufzuhalten.

Nun ereignete es sich, dass Sweyn durch einen Traum bestimmt wurde, ein großes Haus in Hjaltland für die heimkehrende Lady

Thronda errichten zu lassen; zu diesem Behufe bestellte er einen gewitzten Baumeister und sandte ihn nach England, um Männer für die Erbauung dieses starken Hauses zu werben, während er mit seiner Lady in Rom verblieb. Dann kam dieser Architekt nach London, doch auf dem Weg von dort aus nach Hjalmland ertrank er zusammen mit all seinen Mannen, allen und jedem.

Und nach der festgesetzten Zeit von zwei Jahren sandte Sweyn einen Brief nach Hjalmland, um zu erfahren, wie es um sein großes Haus bestellt war, denn er wusste nichts von dem Untergang des Architekten, und bald hernach erhielt er die Antwort, mit dem Haus *gehe es gut voran* und es werde auf der Insel Rayba errichtet. Doch dies war nicht die Insel, die Sweyn für das Gebäude ausersehen hatte, und er war voller Angst und fiel beinah vor Grauen tot um, denn vor sich in dem Brief sah er die Art der Handschrift seines Bruders Harold. Und dann sagte er in dieser Weise: ›Sicherlich lebt Harold, denn sonst wär' dieser Brief von Geisterhand geschrieben.‹ Und ihm war viele Tage weh; er sah, dass dies ein todbringender Streich war.

Danach kehrte er nach Hjalmland zurück, um zu erfahren, wie es um die Sache stand, und dort war das alte Schloss auf dem Somburg-Kopf zusammengestürzt und eingerissen. Da packte Sweyn das Weh und er schrie: ›Um Jesu Gnade, was ist aus dem ganzen großen Haus meiner Väter geworden? O weh! Dieser gottlose Tag der Vorsehung!‹ Und einer der Leute erzählte ihm, dass eine Arbeiterschar aus fernen Landesteilen es abgerissen habe. Und er fragte: ›Wer hat ihnen das befohlen?‹, doch das konnte niemand beantworten. Dann sagte er wiederum: ›Ist mein Bruder Harold nicht noch lebendig? Denn ich habe seine Handschrift gesehen.‹

Und auch das konnte niemand beantworten. So ging er nach Rayba und sah dort das große Haus stehen, und als er es anschaute, sagte er: ›Dies hat sicherlich mein Bruder Harold errichtet, sei er nun lebendig oder tot.‹ Und dort weilten er und seine Dame und seine Söhne bis auf den heutigen Tag; deshalb ist das Haus erbarmungslos

und ohne Gnade. Darum geht die Sage, dass auf alle, die dort leben, ein gottloser Wahnsinn und eine wollüstige Pein fällt und dass sie vermittelst der Ohren den Kelch der Raserei des ohrenlosen Harold trinken, bis die Zeit des Hauses beendet sein wird.«

Nachdem ich die Erzählung halblaut gelesen hatte, lächelte ich und sagte: »Das hier, Harfager, ist ein respektables Märchen vonseiten des guten Gascoigne, aber es hat das Aussehen einer unwesentlichen geschichtlichen Begebenheit.«

»Trotz allem ist es eine *geschichtliche Begebenheit*«, erwiderte er.

»Du glaubst das?«

»Das Haus steht fest gebaut auf Rayba.«

»Aber glaubst du wirklich, dass mittelalterliche Geister den Bau ihres Familienwohnsitzes überwacht haben?«

»Das sagt Gascoigne an keiner Stelle«, antwortete er, »denn ›mit einem Pfeile verwundet‹ zu werden, heißt nicht unbedingt zu sterben, und wenn er es damit sagen sollte, so weiß ich nichts davon.«

»Und was, Harfager, ist das für ein ›gottloser Wahnsinn‹, für eine ›wollüstige Pein‹, von der Gascoigne spricht?«

»Was fragst du mich?«, – er breitete seine Arme aus – »Was weiß ich? Ich weiß gar nichts! Ich bin im Alter von fünf Jahren von diesem Ort verbannt worden. Und doch klingt mir noch sein Schrei im Kopf. Und habe ich dir nicht von den Ängsten ererbten Verlangens und Widerwillens – auch in mir selbst – *erzählt ...?*«

Wie auch immer, ich *musste* gerade damals nach Heidelberg gehen, und so versprach ich, ich würde als Kompromiss meine Abwesenheit kurz machen und mich ihm in wenigen Wochen wieder anschließen. Ich nahm sein niedergeschlagenes Schweigen als Zustimmung und verließ ihn bald danach.

Aber ich wurde in Heidelberg aufgehalten, und als ich zu unserem alten Haus zurückkehrte, fand ich es leer. Harfager war fortgegangen.

Es war zwölf Jahre später, dass mir ein Brief – ein ziemlich wilder Brief und ein schrecklich langer – in der Handschrift

meines Freundes nachgeschickt wurde. Er war in Rayba abgestempelt. Der Handschrift zufolge war er *in rasender Eile* abgefasst worden, sodass ich nur umso mehr über die triviale Natur seines Inhalts erstaunt war. Auf der ersten halben Seite redete er von unserer alten Freundschaft und fragte, ob ich seine Mutter besuchen wolle, die im Sterben lag; der Rest des Briefes bestand aus einer Analyse des Stammbaums seiner Mutter, deren scheinbares Ziel es war, zu zeigen, dass sie eine echte Harfager und eine entfernte Cousine seines Vaters war. Dann fuhr er damit fort, dass er Stellung zu der großen Fruchtbarkeit seines Geschlechts nahm und behauptete, dass seit dem 14. Jahrhundert mehr als *vier Millionen* seiner Mitglieder gelebt hätten, von denen – wie er glaubte – nur noch drei übrig geblieben waren. Mit dieser Erklärung endete der Brief.

Davon beeinflusst reiste ich nordwärts, erreichte Caithness, ließ die stürmischen Orkneys hinter mir, erreichte Lerwick, und von Unst aus, der kahlsten und nördlichsten Insel Zetlands, brachte ich es mittels Bestechungsgeldern fertig, die Wettertauglichkeit eines ›Sechser‹-Seglers (identisch mit den ›Langschiffen‹ der Wikinger) gegen eine rollende See und einen hässlichen Himmel auszuspielen. Mir wurde gesagt, dass diese Reise zu einer solchen Jahreszeit ein gewisses Risiko bedeute. Es war der typische düstere Dezember jenes Meeres, und sie sagten, das Wetter sei – obwohl niemals kalt – kaum je anders als stürmisch. Ein Nebel lag nun über den Wellen und schloss unser Boot in eine Kuppel aus trübseliger Dämmerung ein, und es lag etwas Geisterhaftes in dem Anblick der schweigenden See und des brütenden Himmels, der in mir die Stimmung einer Reise aus der Natur hinaus hervorrief, einer Kreuzfahrt hinter die Welt. Bisweilen aber kamen wir an einer jener ›Skerries‹ vorbei, jener Schären, deren schroffe Felswände, die durch die Kämpfe des Golfstroms mit der Nordsee zersetzt wurden, das Aussehen schrecklicher Ruinen und Verwüstungen hatten. Doch ich bemerkte nur drei von ihnen, denn bevor der graue Tag auch nur seinen halben Lauf genommen hatte, überfiel

uns eine plötzliche Dunkelheit und mit ihr einer jener Stürme, aus deren ununterbrochener Abfolge der Winter dieser beinahe arktischen See besteht. Während der flüchtigen, wilden Ausblicke des nächsten Tages hörte der Regen nicht auf, doch bevor die Dunkelheit ganz herabgekommen war, hielt mein Kapitän inne (er redete unablässig mit einer Anzahl von Wassernixen, Wasserpferden und *grülies*) und wies auf eine Erhebung düstereren Graus an der Bugseite. Dies sollte Rayba sein.

Er sagte, Rayba sei der Mittelpunkt eines ziemlichen Nestes solcher *rösts* (Strudel) und Widerströmungen, welche die Flut mit verschlungenen Wirbelungen zwischen all die Inseln schleudert; doch vor Rayba tobten sie mit mehr als üblicher Wut, was sie der Reihe von Felsspitzen verdankten, die das Land rings wie eine Garnison umstanden. Daher war es zu jeder Zeit schwierig, sich Rayba zu nähern, und bei Nacht war es schlicht tollkühn. Mit einer günstigen Meeresströmung aber gelangten wir genügend nahe heran, um die Gischtmähe zu sehen, die den Küstenwall umgab. Ihr Anprall, so sagte der Kapitän, war oft wirksamer als eine ganze Artillerie, denn sie schleuderte Steinbrocken mehr als 200 Meter weit über das Eiland.

Als die Sonne das nächste Mal über den Horizont spähte, waren wir nahe an die Küste herangekommen, und es war zu diesem Zeitpunkt, dass mich zum ersten Mal der Eindruck einer Drehbewegung der Insel befiel – wahrscheinlich hervorgerufen durch die Wirbelungen des Wassers. Wir schafften eine Landung an einem *voe*, oder Meeresarm, an der Westküste – die Ostküste war, obwohl sie meinen Zielpunkt darstellte, wegen der Dünung außerhalb jeglicher Erwägung. Hier fand ich in zwei binsengedeckten *skeos* (oder Hütten) fünf oder sechs Seeleute, die sich ihren Lebensunterhalt mit dem Lebensmittelhandel für das große Haus im Osten verdienten. Ich nahm mir einen von ihnen als Führer und begann die Insel zu erklettern.

Nun hatte ich während der Nacht in dem Boot ein Dröhnen in den Ohren verspürt, für das selbst das Grollen der See rund

um die Küste eine ungenügende Begründung zu geben schien, und nun, als wir vorangingen, verstärkte es sich erheblich – und mit ihm noch einmal meine innerliche Überzeugung *drehender* Bewegungen. Ich stellte fest, dass Rayba ein Land aus Granitklippen und Gneis war. Etwa in seiner Mitte aber erreichten wir eine Hochebene, die sich von West nach Ost neigte und von vielen Seen bedeckt war, die träge ineinanderflossen. Östlich von dieser Seenkette konnte ich keinen Strand erkennen, und mittels eines Gebrülls zu meinem Führer hinüber und einem Drehen des Ohrs in die Richtung seines Antwortbrüllens erfuhr ich, dass es *keinen* solchen Strand gab – ich sage *Brüllen*, denn nichts Leiseres konnte durch das ständige Gedonner wie von 10.000 Bisons dringen, das nun von allen Seiten widerhallte. Auch machte sich ein gewisses Zittern der Erde bemerkbar. Währenddessen suchte das Auge im trostlosen Überblick vergeblich nach einem Baum oder Busch, denn keine Art von Vegetation außer Torf konnte auch nur einen Tag dem ewigen Sturm auf diesem umnachteten Eiland trotzen. Eine halbe Stunde nach der Mittagszeit begann die Dunkelheit auf uns zu fallen, und kurz danach zeigte mein Führer hinab auf einen Hohlweg nahe der Ostküste und machte sich geschwind auf den Rückweg. Ich schrie ihm eine Frage hinterher, als er ging, doch nun hatten die Stimmen der Sterblichen aufgehört, auch nur im Geringsten hörbar zu sein.

Diesen Hohlweg ging ich mit sinkendem Herzen und einem einzigartigen Anfall von Schwindel hinunter, und als ich sein Ende erreicht hatte, trat ich auf einen Felsvorsprung hinaus, der unter den unmittelbaren Angriffen der See erzitterte; doch übrigens war dieser ganze Landesteil im Griff eines Fiebers, das nicht allein von den großen Kanonen des Meeres herrührte. Während ich zu meiner Standfestigkeit gegenüber den Windstößen vom Meer her eine Kliffspitze umarmte, starrte ich auf eine Landschaft, die nicht weniger schrecklich war als irgendein furchtbarer Bereich aus den Träumen Dantes. Drei ›Skerries‹, die von fantastischen und wie Hexenfinger verdrehten Felsen flankiert waren und Horden von

Fischadlern, Robben und Walrossen als Zuflucht dienten, lagen in einigen Faden Entfernung; und von dem Gebraus in ihnen tobte die See in bleichem, aufgerührtem und doch unhörbarem Zorn gegen das Land. Ich ließ meine Felsspitze los und taumelte einige Schritte nach links.

Nun öffnete sich plötzlich ein Amphitheater vor mir, und meinem Blick erschloss sich ein Panorama von solch entsetzlicher Majestät, wie ich es mir nie hätte vorstellen können.

Ich sagte: »Ein Amphitheater«, doch was ich sah, besaß eher die Form einer normannischen Tür. Stellen Sie sich eine solche Tür vor, 800 Meter breit, flach am Boden, der gerundete Teil am weitesten vom Meer entfernt, und lassen Sie darum eine senkrechte Felsmauer sich etwa 40 Meter hoch auftürmen; und nun lassen Sie über diese gerundete Türform – und *über ihre gesamte Ausdehnung* – eine brüllende See ihre Tonnage in weißlicher Raserei rollen, und die Erstarrung, mit der ich daraufstarrte, und mein Zurückschrecken und dann mein Fluchtinstinkt werden Verständnis finden.

So ergossen sich die Lochs von Rayba ineinander.

Und innerhalb der Rundung dieses normannischen Kataraktes, gekleidet in die Welt seines Rauchs und seiner weit ausholenden Brandung, stand ein Gebilde aus Messing.

Die letzten Strahlen des Tages waren nun beinahe vergangen, doch durch den Nebel, der es wie in einen trüben Nimbus aus Tränen tauchte, konnte ich sehen, dass das Gebäude im Vergleich zu der Größe seines Umfangs niedrig war, dass es mit einer Kuppel gekrönt war und dass in ihm zwei Reihen normannischer Fenster umliefen, die oberen kleiner als die unteren. Gewisse Anzeichen ließen mich darauf schließen, dass das Haus auf einem Felsbett errichtet worden war, das rund und allein stehend innerhalb der Krümmung des Kataraktes lag, doch nirgendwo erhob sich dieses Bett über die Flut, denn der gesamte Boden, den ich vor mir hatte, war von einem tiefen dampfenden Fluss überflutet, der sich in das strandlose Meer ergoss. Der Zugang zu dem Gebäude

war nur über eine massive erhöhte Bogenbrücke möglich, an der Seetang wie ein Bart hing. Ich stieg von meinem Vorsprung herab, ging über die Brücke und wurde von der Gischt durchnässt. Als ich näher kam, konnte ich sehen, dass auch das Haus bis zu halber Höhe dicker als ein alter Schiffsrumpf mit Kletten und einer Menge hellen Seegrases behangen war; und ich sah – zu meiner großen Überraschung –, dass von vielen Stellen nahe dem Dach der ehernen Wand massige Ketten wie triefende Bärte in Strahlen herabließen, sodass das Gebäude den Anblick einer viel verankerten Arche besaß. Doch ich hielt nicht inne, um genauer hinzuschauen, sondern warf mich vorwärts und rannte durch den weichen Wasserfall, der vom Dach herunterströmte. Durch eines der vielen Portale betrat ich den Wohnsitz.

Dunkelheit umgab mich nun – und Geräusche. Ich schien im Mittelpunkt eines schreienden Planeten zu stehen; der Krach glich dem Widerhall Tausender Kanonen und wurde nur unterbrochen von seltsam schmetterndem und tosendem Lärm. Traurigkeit stieg auf mich herab; ich war den Tränen nahe. »Hier«, sagte ich, »ist der Ort der Tränen; nirgendwo sonst ist das Tal der Seufzer.« Dennoch ging ich durch eine Hallenflucht voran und fragte mich gerade, wohin ich mich als Nächstes wenden sollte, als mir eine scheußliche Gestalt mit einer Lampe in der Hand entgegenstampfte. Ich wich vor ihr zurück! Zuerst schien es mir das Skelett eines schwächtigen Mannes zu sein, das in ein Leichentuch gehüllt war, bis das Licht eines kleinen Auges und ein Film von Haut über einem Teil des Gesichts mich beruhigten. Indes besaß er keine Anzeichen von Ohren. Wie ich später erfuhr, war sein Name Aith, und seine Erscheinung erklärte er (wahr oder nicht) dadurch, dass er einmal eine Verbrennung erlitt, die beinahe zur Verkohlung geführt hatte, doch irgendwie habe er sich wieder erholt. Mit einem boshaften Ausdruck im Gesicht und aufgeregten Gesten führte er mich zu einem Zimmer im oberen Geschoss, wo er, nachdem er eine Wachskerze angezündet hatte, auf einen gedeckten Tisch wies und mich allein ließ.

Lange Zeit saß ich da in Einsamkeit und war mir bewusst, wie das Gebäude zitterte, obwohl jede Sinneswahrnehmung in dem alles beherrschenden Eindruck des Lärms unterging und von ihm verschluckt wurde. Wasser, Wasser war die Welt – ein Nachtmahr auf meiner Brust, ein Verlangen, nach Luft zu schnappen, ein Erzittern meiner Nerven, ein Gefühl, unendlich tief in grenzenloser Sintflut ertrunken und begraben zu sein; und als auch das Schwindelgefühl sich verstärkte, sprang ich auf und rannte umher – doch plötzlich hielt ich inne, verärgert über mich selbst, warum, wusste ich nicht. Tatsächlich hatte ich mich dabei überrascht, in einer gewissen *Eile* herumzulaufen, die für mich ungewöhnlich, ja unnatürlich ist. So zwang ich mich, stehen zu bleiben und die Halle zu betrachten. Sie war groß und nebelfeucht, sodass ihre abgerissene, aber reiche Möblierung verloren darin aussah. Ihr Mittelpunkt wurde von einem Grabmal eingenommen, das den Namen eines Harfager aus dem 14. Jahrhundert trug, und ihre Wände bestanden aus alten Eichenpaneelen. Nachdem ich in düsterer Stimmung diese Dinge gesehen hatte, wartete ich in einem unerträglichen Bewusstsein von Einsamkeit. Kurz nach Mitternacht teilte sich der Wandvorhang und Harfager kam in schnellem, steifem Gang herein. In den vergangenen zwölf Jahren war mein Freund alt geworden. Es stimmt, dass er eine Neigung zur Beleibtheit besaß, doch für ein wissendes Auge war er in Wirklichkeit ausgezehrt und unterernährt. Sein Hals stak nach vorn aus seiner Brust heraus, der untere Teil seines Rückens war altersbedingt ziemlich nach vorn gebeugt, und sein Haar umfloss sein Gesicht und seine Schultern in einer Ungezähmtheit schrecklicher Weiße, während ein fahler Kinnbart ihm auf die Brust hing. Seine Kleidung bestand aus einer Robe, die wie aus Seetang wirkte und die, als er ging, seine haarigen und nackten Schienbeine enthüllte. Er trug jene weichen Pantoffeln, die man *rivlins* nennt.

Zu meinem Erstaunen begann er zu reden. Als ich inbrünstig rief, dass ich nicht einmal den Bruchteil eines Geräusches aus seinem sich bewegenden Mund verstehen konnte, schlug er mit beiden

Handflächen an seine Ohren und bestürmte mich dann wieder von Neuem, doch abermals ohne Ergebnis, und dann nahm er mit einer ärgerlichen Handbewegung seine Kerze auf und verließ den Raum.

Es lag etwas auffallend Unnatürliches in seiner Art – etwas, das mich an das Skelett mit dem Namen Aith erinnerte: ein Über-eifer, ein Fieber, eine Raserei, eine *Lautheit*, eine Ungeduld in der Haltung, eine Übertreibung der Gesten. Seine Hand schleuderte beständig Haarsträhnen aus seinem Gesicht, das, obwohl es das Safrangelb des Todes besaß, doch rote Augen hatte – dicklidrige Augen, die in einem Blick nach unten und zur Seite fixiert waren. Als er zu mir zurückkam, hatte er ein elfenbeinernes Täfelchen und ein Grafitstück in der Hand, das an einer um sein Gewand geschlungenen Kordel herabhing. Er schrieb hastig die Bitte auf, ich möge, wenn ich nicht zu müde sei, zusammen mit ihm an dem Begräbnis seiner Mutter teilnehmen.

Ich brüllte ihm meine Zustimmung entgegen.

Erneut schlug er mit seinen Handflächen gegen seine Ohren, dann schrieb er: »Brülle nicht: Nicht einmal ein Flüstern in irgendeinem Teil des Gebäudes ist für mich unhörbar.«

Ich erinnerte mich daran, dass er früher in seinem Leben leicht schwerhörig gewesen war.

Wir gingen zusammen durch viele Zimmer, wobei er die Kerze mit seiner Hand beschirmte – eine notwendige Handlung, denn wie ich schnell herausfand, war die Luft in keinem Winkel des erzitternden Gebäudes im Zustand der Ruhe, sondern sie wurde immerwährend von einer seltsamen Erschütterung in Bewegung gehalten, von schwachen Winden, wie Echos von Stürmen, die den Vorhängen ein allgemeines Zittern bescherten. Überall traf ich denselben vergangenen Glanz an sowie gegenwärtige Ver-wahrlosung und Fäulnis. In vielen der Räume standen Grabmale, ein Zimmer war ein mit Bronzen bevölkertes Museum; sie waren zerbrochen, von Pilzen überwuchert, und troffen vor Feuchtigkeit – es war, als ob das Haus vor Arbeitseifer schwitzte, und ein Miasma von Zerfall vergiftete die ganze Luft.



Band II

Das rote Zimmer

Vorwort

H. P. Lovecraft lobte in Briefen und Aufsätzen gerne Geschichten, die »das kosmische Grauen und das Schauerliche am überzeugendsten erwecken« – literarische Raritäten sowie viele zeitlose Meisterwerke der besten Horrorautoren. 15 dieser Erzählungen sind in diesem Buch vereint – eine Sammlung mit den Lieblingsgeschichten des Vaters der modernen Horrorliteratur, gewissermaßen von ihm selbst zusammengestellt.

Das rote Zimmer ist der Nachfolgeband von *Lovecrafts dunkle Idole*, der 1999 als erster Titel der Reihe ›H. P. Lovecrafts Bibliothek des Schreckens‹ erschien. Erneut habe ich Erzählungen ausgewählt, die Lovecraft in Briefen und Aufsätzen besonders lobte – vor allem in dem 1926 und 1927 geschriebenen Essay *Supernatural Horror in Literature*, seinem Hauptwerk zu diesem Thema. Neben einigen bekannten Geschichten bilden seltene, fast vergessene Werke in deutscher Erstveröffentlichung die Mehrheit dieser Auswahl. Den Leser erwartet eine literarische Reise zu den Ursprüngen des modernen Horrors.

Fantastische Grüße

Frank Festa

H. P. Lovecraft an Fritz Leiber jun.

9. November 1936

Mein lieber Herr Leiber!

(...) Überflüssig zu sagen, dass Ihre sorgfältigen, analytischen Anmerkungen zu meinem Werk mich ungeheuer erfreuen, umso mehr, als Ihre Hervorhebung bestimmter Punkte mir bestätigt, dass es mir in gewissen Fällen mehr oder weniger gelungen ist, das zum Ausdruck zu bringen, was auszudrücken ich mich bemüht habe. Es ist sehr ermutigend, wenn jemand so klar wie Sie die *besondere Richtung* meiner Anstrengungen erkennt – den Wunsch, eine bestimmte Phase des Geheimnisses und des Grauens zu erfassen, die sich um das ewig gegenwärtige und uns bedrängende *Außerirdische* ranken ... um die geistig und physisch unzugänglichen Weiten des endlosen Raumes, dessen fremde Welten und fremde Gesetze und Werte wir niemals kennen können und in dessen Mitte unsere Erde, unser Sonnensystem, unsere Galaxie und der für uns wahrnehmbare Kosmos vielleicht nur ein winziger, untypischer, kurzlebiger und verseuchter Punkt sind. Ich bin versucht, einen meiner alten Artikel über den übernatürlichen Horror in der Literatur zu zitieren – in dem ich definiere, wie eine unheimliche Erzählung meiner Vorstellung nach beschaffen sein muss, um als ernst zu nehmender ästhetischer Versuch gelten zu können:

»Eine wahre Horrorgeschichte hat mehr zu bieten als heimlichen Mord, blutige Knochen oder eine in ein Laken gehüllte Gestalt, die mit den obligatorischen Ketten rasselt. Eine gewisse Atmosphäre der Atemlosigkeit und des unerklärlichen Grauens vor außerirdischen, unbekanntem Kräften muss vorhanden sein. Und es muss eine Andeutung jener erschreckendsten Vorstellung

des menschlichen Gehirns vorhanden sein – die bösartige Aufhebung oder das Außerkraftsetzen der feststehenden Naturgesetze, die unser einziger Schutz vor den Angriffen des Chaos und der Dämonen des unerforschten Weltraums sind – und dies alles muss mit aller Ernsthaftigkeit und als solche Ungeheuerlichkeit dargestellt werden, wie es dem Thema entspricht.«

Ich wünschte, es gäbe einen wahrhaft erstklassigen Autor, der willens und in der Lage wäre, das zu tun, was ich so stümperhaft versuche – und ich höre nicht auf, auf das Auftreten eines solchen zu hoffen. Was ich bei Machen, James, Dunsany, de la Mare, Shiel und sogar bei Blackwood und Poe vermisste, ist ein Sinn für das *Kosmische*. Dunsany – obwohl er sich nur selten für den dunkleren und ernsthafteren Ansatz entscheidet – ist der kosmischste von allen, aber er geht dabei nicht allzu weit. Ein weiterer Mangel, den ich ständig beklage, ist das Fehlen von *Realismus und überzeugender Ernsthaftigkeit*. Damit meine ich, dass der durchschnittliche Autor von Horrorgeschichten in seiner Grundeinstellung oberflächlich und unseriös ist. Er möchte nur unterhalten, statt wirkungsvoll und künstlerisch jene tief sitzenden menschlichen Instinkte und Stimmungen zu untersuchen, die sich um die ewige Zwangsvorstellung einer Verletzung der Naturgesetze ranken. Gestatten Sie mir, noch einmal einen meiner Artikel zu zitieren, diesmal einen etwas neueren.

»Die Atmosphäre, nicht die Handlung ist es, die in der übernatürlichen Geschichte mit besonderer Sorgfalt gestaltet werden muss. Wir können nicht die reinen *Ereignisse* in den Vordergrund stellen, da die Unnatürlichkeit und Außergewöhnlichkeit dieser Ereignisse sie hohl und absurd erscheinen lässt, wenn zu viel Gewicht auf sie gelegt wird. Solche Ereignisse haben, selbst wenn sie theoretisch möglich oder in der Zukunft vorstellbar sind (wie in der Science-Fiction-Literatur), keine Entsprechung oder Basis im wirklichen Leben und der menschlichen Erfahrung und können daher nicht als Grundlage für Erzählungen für Erwachsene dienen. Eine

übernatürliche Geschichte kann ernsthaft nichts anderes sein als *ein lebhaftes Bild einer bestimmten Art menschlicher Gefühle*. Sobald versucht wird, etwas anderes daraus zu machen, ist das Ergebnis eine billige, kindische und wenig überzeugende Handlung. Darum sollte der Autor fantastischer Geschichten sich in erster Linie um subtile Suggestion bemühen – um fast unmerkliche Andeutungen und Hinweise auf selektive und assoziative Details, mit deren Hilfe unterschiedliche Nuancen von Stimmungen ausgedrückt und eine vage Illusion einer seltsamen Realität des Irrealen aufgebaut wird – statt um nackte Aufzählungen unglaubwürdiger Ereignisse, die weder Substanz noch Bedeutung haben können und bestenfalls einen Brodem von Farben und Stimmungssymbolismus erzeugen. Eine ernst zu nehmende Erzählung für Erwachsene muss irgendetwas im Leben wahrheitsgemäß darstellen. Und da fantastische Geschichten die Ereignisse des Lebens nicht wahrheitsgemäß darstellen können, müssen sie stattdessen etwas betonen, das sie wahrheitsgemäß darstellen können, nämlich bestimmte sehnüchtige oder ruhelose *Stimmungen* des menschlichen Geistes, in die sie spinnenwebfeine Strickleitern zur Flucht aus der erbitternden Tyrannei von Zeit, Raum und Naturgesetzen hineinweben.«

Der Autor, der dieser (meiner Ansicht nach) vernünftigen Forderung am nächsten kommt, ist Algernon Blackwood *in seinen besten Augenblicken*. Er analysiert die ewige menschliche Illusion und das Streben nach einer nebelhaften Welt bunter Wunder, außer Kraft gesetzter Naturgesetze, grenzenloser Möglichkeiten, beglückender Entdeckungen und unaufhörlicher, abenteuerlustiger Erwartung und gibt sie treulich wieder. Aber er leidet unter drei schwerwiegenden Handicaps – einem einheitlich journalistischen Stil, einer immer wiederkehrenden Tendenz, in weichliche Sentimentalität und infantile Zimperlichkeit der peinlichsten Art abzugleiten, und einer Leichtgläubigkeit gegenüber dem Okkultismus, der ihn immer wieder dazu verleitet, in den Jargon professioneller Medien zu verfallen, was die Wirkung seines Werks in

beklagenswerter Weise abschwächt. Nur ein goldenes Minimum von Blackwoods umfangreichem Schaffen repräsentiert ihn in seiner besten Form – dann jedoch so hervorragend, dass man ihm sein weichliches Gewäsch durchaus verzeihen kann. Ich bin fest davon überzeugt, dass seine lange Kurzgeschichte ›The Willows‹ die beste Horrorgeschichte ist, die je geschrieben wurde (wobei Machens ›The White People‹ einen wohlverdienten zweiten Platz einnimmt). Wenig wird ausgesprochen – alles wird angedeutet! Von seinen Büchern sind *Incredible Adventures*, *John Silence* und *The Centaur* die besten, obwohl *Julius LeVallon* und das Jugendwerk *Jimbo* auch nicht zu verachten sind. Aber der Himmel bewahre uns vor solchem Schrott wie *The Extra Day*, *The Wave* und (mein Gott!) *The Garden of Survival!*

Was Ernsthaftigkeit und Überzeugungskraft betrifft, so nimmt Poe neben Blackwood die erste Stelle ein – obwohl seine Themen in erster Linie irdische Manifestationen des Grauenhaften und düstere Auswirkungen einer morbiden menschlichen Psyche sind. Was die *Gesamtwirkung* betrifft, so *übertrifft* er vermutlich nicht nur Blackwood, sondern auch alle anderen Konkurrenten. Denn das, was er tatsächlich ausspricht, schildert er mit wirkungsvoller Kunst und dämonischer Kraft, der kein anderer auch nur nahekommt. Einer meiner Favoriten ist M. P. Shiel, dessen ›House of Sounds‹ eine fantastische Tour de Force ist und mit Poes ›The Fall of The House of Usher‹ verglichen werden kann, das ihm offensichtlich als Vorbild gedient hat. Auch die erste Hälfte von Shiels Roman *The Purple Cloud* ist eine wahrhaft erstaunliche Arbeit.

Und nun zu Stil und Realismus – es freut mich, dass Sie in dieser Hinsicht positiv über meine Texte denken. Was die Horrorliteratur betrifft, so habe ich mich immer an zwei grundlegende Prinzipien gehalten: Die Struktur und der Rhythmus der Sprache müssen die Spannung, die Bedrohlichkeit, die Düsterei, den traumartigen Charakter, die sich steigernden Gemütszustände und die einem Höhepunkt zustrebende Spannung der Geschichte widerspiegeln und verstärken; der Eindruck von absolutem

Realismus muss erhalten bleiben (als wollte man den Leuten etwas vormachen, statt eine Geschichte zu erzählen), mit *Ausnahme* des einen begrenzten Gebiets, auf dem der Autor bewusst von der objektiven Realität abweicht (was gewissermaßen der tatsächlichen menschlichen Psyche und Illusion entspricht und durch Erfahrung und Folklore bestätigt wird). Es ist mir nicht immer gelungen, mich in dem Ausmaß an diese Prinzipien zu halten, wie ich es mir gewünscht hätte, aber ich habe es wenigstens versucht. Die Autoren kommerzieller Schundliteratur lehnen sie rundweg ab. Sie bieten zungenfertig eine Anhäufung möglichst exotischer Wunder an, ohne jede Beziehung zur natürlichen Neigung der Menschen, Mythen zu schaffen, und sie formulieren alles in einem flotten, lässigen und fröhlichen Stil, der selbst gute Ideen und Handlungen zunichtemacht. Es ist bedauerlich, dass auf dem Markt keine Zeitschriften für ernst zu nehmende Horrorliteratur existieren. Man muss entweder ein ganzes, wirklich gutes Buch schreiben (was ich nicht kann), oder man muss sich damit zufriedengeben, seine Arbeiten in den Schundblättern zu veröffentlichen, deren Herausgeber eine ernst zu nehmende Geschichte nicht wegen, sondern trotz ihrer Qualität akzeptieren. Ich sehe jedes Mal rot, wenn ich an die Vielzahl talentierter, fantasiebegabter Autoren denke, die sich von den finanziellen Verlockungen der kommerziellen Zeitschriften dazu verleiten ließen, sich von der ehrlichen Schriftstellerei zu verabschieden. Die meisten von ihnen gewöhnen sich so sehr an die billigen Methoden, die kindische Psychologie, die kitschigen Werte und die Einheitscharaktere und Ereignisse der populären Thriller, dass es ihnen unmöglich wäre, zur ernsthaften literarischen Kunst zurückzukehren, selbst wenn sie es wollten. Das hervorstechendste Beispiel dieser Art ist natürlich A. Merritt, berühmt für seinen *Moon Pool*. Azathoth – was für ein Genie ist da in die Irre gegangen! Heute produziert er den üblichen Schund, aber hin und wieder entfaltet er eine Kunst der Darstellung oder eine beschwörende Kraft, die zeigt, was für ein Titan er hätte sein können, wenn er sich entschlossen hätte, dem

Beispiel Machens oder de la Mares zu folgen und nicht dem der Argosy-Schreiberlinge.

(...) Es freut mich, dass die Schilderung des geografischen Umfelds einiger meiner Geschichten offenbar überzeugend wirkt – und das sollte auch der Fall sein, da ich nicht einmal eine Meile weit von diesem Ort entfernt geboren bin und mein ganzes Leben in dieser Gegend zugebracht habe, mit Ausnahme eines unbedeutenden zweijährigen Aufenthalts in New York City. Die realistische Seite meines Charakters hat mich immer danach streben lassen, die lokale Atmosphäre in mich aufzunehmen, und ich glaube, dass man gut daran tut, die Charakteristika einer Region wahrheitsgemäß darzustellen, selbst wenn die Namen der Orte erfunden sind. Es gefällt mir, wenn bestimmte Arten von Horrorgeschichten einen soliden, bestimmten, vorstellbaren und sogar identifizierbaren Hintergrund haben. In ›The Haunter of the Dark‹ habe ich mein eigenes Heim vollkommen zutreffend beschrieben (das alte georgianische Haus auf dem Hügel), dazu den Blick nach Westen aus dem Fenster an meinem Schreibtisch (gerade jetzt schaue ich hinaus auf jene dunkel drohende Kirche, obwohl ich zu meinem Bedauern berichten muss, dass sie im vergangenen Sommer durch einen Blitzschlag ihren Turm verlor), ebenso wie die allgemeine Lage des Federal Hill und verschiedene weniger bedeutende Orte in Providence. Hingegen gehören Arkham, die Universität von Miskatonic, Kingsport, Innsmouth, Dunwich und mehrere andere oft genannte Örtlichkeiten (ebenso wie der arme alte Abdul und sein abscheuliches *Al Azif*, welches der byzantinische Mönch Theodorus Philates um 900 nach Christus unter dem Namen Το Νεκρονομικον ins Griechische übersetzt hat) zu den Fiktionen, wie man sie nur im Traum sieht, und weisen nur geringfügige und harmlose Merkmale der Geografie von Massachusetts auf. Grob gesagt soll »Innsmouth« (eine übertriebene Beschreibung des wunderlichen, im Niedergang begriffenen *Newburyport*) an der sumpfigen Küste ein Stück südwärts des wirklichen *Newburyport* liegen. »Arkham« (ein idealisiertes *Salem* mit einem vollkommen

überflüssigen College) liegt ein gutes Stück südlich davon und weiter landeinwärts an einem imaginären Fluss namens »Miskatonic«, aber nicht so weit landeinwärts wie Ipswich und Essex. »Kingsport« (ein geschöntes Abbild des alten und faszinierenden *Marblehead*) liegt an der Mündung dieses imaginären Flusses, und seine Lage steht im gleichen Verhältnis zu »Arkham« wie die Lage Marbleheads zum wirklichen Salem. »Dunwich« liegt weit im Landesinneren – in der Nähe der Quelle des mythischen »Miskatonic«. Es ist eine Synthese des malerisch altmodischen Umlands von Wilbraham (in der Nähe von Springfield) mit bestimmten Charakteristika des südlichen Vermont. Ich habe mich immer für Karten und geografische Details interessiert (ich habe mir einen Stadtplan von »Arkham« angefertigt, um korrekte Ortsangaben machen zu können) und mein lebenslanges Interesse für alte Bücher hat zur Folge, dass ich größten Wert auf historische Hintergründe und traditionelle architektonische Details lege. Meine einzige wahre Leidenschaft gilt der kreativen Erforschung der Vergangenheit – insbesondere des 18. Jahrhunderts, dem ich mich auf seltsame Weise untrennbar verbunden fühle – und die Architektur ist für mich die wichtigste Brücke, die die Jahrhunderte überspannt. Meine größte Freude sind Reisen in alte Städte, in denen ein reiches Erbe an früher Architektur erhalten ist. Ich bin niemals in Europa gewesen. (In meiner Jugend hat meine schwache Gesundheit und im späteren Leben der Geldmangel meinen Reisewünschen enge Grenzen gesetzt.) Aber es ist mir gelungen, die meisten alten Städte dieses Kontinents von Quebec im Norden bis St. Augustine und Key West im Süden und New Orleans und Natchez im Westen zu sehen und sie meinem Gedächtnis einzuprägen, wobei es mir vor allem um die vergleichende Architektur und die Antiquitäten ging. Von allen diesen Städten ist mir *Charleston* vielleicht die liebste.

Sie erwähnen den verstorbenen Charles Fort – einige seiner Bücher habe ich mit dem größten Interesse gelesen. Ich glaube nicht, dass seine bizarren Berichte ernst zu nehmende Argumente gegen die allgemein akzeptierte Wissenschaft darstellen, aber ich

hege uneingeschränkte Bewunderung für die Inbrunst und Folgerichtigkeit seiner Forschungen. Er produziert grandioses Quellenmaterial für Horrorgeschichten. Was *Melancholy* betrifft, so ist es in der Tat, wie der alte Burton bemerkte, ein fruchtbares Feld für Erkundungen. Meinem eigenen Temperament entspricht, wie ich sagen würde, eher eine absolute Gleichgültigkeit gegenüber den Wissenschaften (das Sonnensystem ist ein bedeutungsloser Tropfen in einem unbekanntem und sinnlosen Kosmos, aber was kümmert uns das?) als Melancholie – obwohl ich annehme, dass mein gleichbleibendes Interesse an fantastischen Geschichten Ausdruck einer unbewussten Unzufriedenheit mit der objektiven Realität sein könnte, die von gewissen Stellen des betreffenden Artikels nicht weit entfernt ist. Übrigens hat mich Dürers Kupferstich schon immer fasziniert.

Nun gut – ich muss mich für diesen vermutlich langweiligen Ausbruch von wortreicher Geschwätzigkeit entschuldigen. Aber wahre Anhänger des Unheimlichen sind selten. Ich bedaure die geografischen Gegebenheiten, die eine mündliche Konversation in weite Ferne rücken.

(...)

[Ihr ergebener

H. P. Lovecraft]



HERBERT GEORGE WELLS

Herbert George Wells (1866–1946) war ein englischer Schriftsteller, Historiker und Soziologe. 1895 erschien sein erster Roman, *The Time Machine*, der sofort zu einem großen Erfolg wurde. Mit *The Island of Dr. Moreau* (1896), *The Invisible Man* (1897) und *The War of the Worlds* (1898) schrieb er die ersten modernen Science-Fiction-Romane in englischer Sprache. Sie sind zwar seine bekanntesten Publikationen, bilden aber nur einen Bruchteil seines Werkes. Wells hat auch zahlreiche realistische Werke verfasst, die im englischen Sprachraum bis heute beliebt geblieben sind.

Obwohl Wells' literarische Ausflüge in den Bereich des Unheimlichen rar sind, lobte Lovecraft sie in vielen Briefen. Ihm gefielen auch Wells' Science-Fiction-Werke – in Gegensatz zu den Arbeiten von Jules Verne, die Lovecraft gar nicht schätzte. Lovecraft bescheinigt den Erzählungen des Engländers auch in seinem Essay *Supernatural Horror in Literature* hohes Niveau.

In Wells' 1896 veröffentlichter Geschichte ›The Red Room‹ ereignet sich wenig, und doch gelingt es dem Autor tatsächlich, den Hauch eines kosmischen Horrors zu erwecken.

Das rote Zimmer

Ich versichere Ihnen, dass es eines äußerst fassbaren Geistes bedürfen wird, um mich zu ängstigen«, sagte ich und stand mit meinem Glas in der Hand vor dem Feuer auf.

»Es ist ganz Ihre Entscheidung«, erwiderte der Mann mit dem verkrüppelten Arm und blickte mich skeptisch an.

»28 Jahre bin ich schon alt«, sagte ich, »und ich habe bislang noch keinen Geist gesehen.«

Die alte Frau saß regungslos vor dem Feuer und starrte in die Flammen, ihre farblosen Augen waren weit geöffnet. »Ja«, unterbrach sie mich, »28 Jahre haben Sie gelebt und bisher auch noch nie etwas wie dieses Haus gesehen, vermute ich. Wenn man noch nicht älter als 28 ist, gibt es noch vieles zu entdecken.« Sie schwankte mit dem Kopf von einer Seite zur anderen. »Gar viele Dinge zu entdecken und zu bedauern.«

Ich hatte beinahe den Verdacht, dass die alten Leute den gespenstischen Schrecken ihres Hauses erhöhen wollten, indem sie grummelnd auf dessen Vorhandensein beharrten. Ich stellte das leere Glas auf dem Tisch ab, schaute mich in dem Raum um und erhaschte in dem seltsamen alten Spiegel am Ende des Raumes einen Blick auf mich selbst, zu unmöglicher Stämmigkeit verkürzt und in die Breite gezogen.

»Nun«, sagte ich, »falls ich heute Nacht etwas sehen sollte, werde ich etwas dazugelernt haben. Denn ich gehe die Angelegenheit unvoreingenommen an.«

»Es ist ganz Ihre Entscheidung«, betonte der Mann mit dem verkrüppelten Arm noch einmal.

Ich hörte das Geräusch eines Gehstockes und schlurfende Schritte auf den Fliesen des Ganges hinter der Tür, deren Angeln quietschten, als ein zweiter alter Mann eintrat. Er ging sogar noch

gebeugter als der erste, war noch faltiger und noch älter. Er stützte sich auf eine Krücke, seine Augen wurden von einer getönten Brille bedeckt, und seine Unterlippe hing blass und rosa von seinen verfaulenden, gelben Zähnen. Er ging direkt auf einen Sessel auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches zu, setzte sich ungeschickt und hustete. Der Mann mit dem verkrüppelten Arm warf dem Neankömmling einen kurzen Blick zu, der eindeutig Abneigung ausdrückte. Die alte Frau beachtete dessen Ankunft gar nicht, sondern hielt ihre Augen weiterhin starr auf das Feuer gerichtet.

»Ich sagte ... es ist ganz Ihre Entscheidung«, wiederholte der Mann mit dem verkrüppelten Arm, als das Husten für eine Weile nachließ.

»Es ist ganz meine Entscheidung«, bekräftigte ich.

Dem Mann mit der dunklen Brille wurde erst jetzt meine Anwesenheit bewusst. Er warf seinen Kopf für einen Moment zurück und zur Seite, um mich anzusehen. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf seine Augen, die klein, hell und entzündet waren. Dann begann er, wieder zu husten und zu spucken.

»Trinken Sie etwas!«, empfahl der Mann mit dem welken Arm und schob ihm eine Flasche Bier zu. Der Mann mit der dunklen Brille schenkte sich mit zittrigem Arm ein Glas ein, wobei er die Hälfte davon auf dem Tisch verschüttete. Sein monströser Schatten kroch über die Wand und verspottete seine Bewegungen, während er eingoss und trank.

Ich muss zugeben, dass ich solch groteske Hausverwalter nie im Leben erwartet hätte. Ich bin der Meinung, dass das Greisenalter etwas Unmenschliches hat, etwas Unwürdiges und Primitives; Tag für Tag scheinen die menschlichen Eigenschaften alte Leute achtlos zu verlassen. Ich fühlte mich unbehaglich in Anwesenheit der drei mit ihrem düsteren Schweigen, ihrer gekrümmten Haltung und der unverhohlenen Unfreundlichkeit, die sie sowohl einander als auch mir entgegenbrachten.

»Falls Sie«, sagte ich, »mir jenes Geisterzimmer zeigen mögen, werde ich mich dort gerne einrichten.«

Der alte Mann mit dem Husten riss seinen Kopf so plötzlich zurück, dass ich überrascht wurde. Er musterte mich hinter den Brillengläsern ein weiteres Mal mit seinen roten Augen, doch niemand gab mir eine Antwort. Ich wartete eine Minute lang und blickte von einem zum anderen.

»Wenn Sie«, sagte ich ein wenig lauter, »mir jenes Geisterzimmer zeigen mögen, werden Sie von der Aufgabe befreit sein, mich zu unterhalten.«

»Auf der Fliese vor der Tür steht eine Kerze«, sagte der Mann mit dem verkrüppelten Arm und sah währenddessen auf meine Füße. »Aber falls Sie heute Nacht in das rote Zimmer gehen –«

»Ausgerechnet heute Nacht!«, rief die alte Frau.

»Dann gehen Sie alleine dorthin.«

»Sehr gerne. Und in welche Richtung muss ich mich wenden?«

»Laufen Sie ein Stück weit den Flur entlang«, sagte er, »bis Sie zu einer Tür kommen, hinter der sich eine Wendeltreppe befindet. Auf halbem Weg nach oben stoßen Sie auf einen Absatz und eine weitere Tür, die mit einem grünen Tuch verhangen ist. Gehen Sie durch diese Tür und den langen Gang bis zum Ende, und das rote Zimmer befindet sich zu Ihrer Linken am Ende der Stufen.«

»Habe ich das richtig verstanden?«, fragte ich und wiederholte die Wegbeschreibung. Der Mann korrigierte mich in einer Einzelheit.

»Und Sie gehen wirklich dorthin?«, wollte der Mann mit der dunklen Brille wissen und sah mich erneut, zum dritten Mal, mit jener seltsamen, unnatürlichen Kopfhaltung an.

»Ausgerechnet heute Nacht!«, rief die alte Frau.

»Deswegen bin ich hierhergekommen«, erwiderte ich und bewegte mich auf die Tür zu. Als ich dies tat, stand der Mann mit der dunklen Brille auf und schlurfte um den Tisch herum, damit er näher bei den anderen und bei dem Feuer war. An der Tür drehte ich mich um und schaute die alten Leute an, sah, dass sie alle dicht beieinander saßen, dunkle Gestalten vor dem Licht des Feuers, die mich über ihre Schultern mit angespanntem Ausdruck in ihren uralten Gesichtern anstarrten.